



KAMMBERG SCHRIFTEN



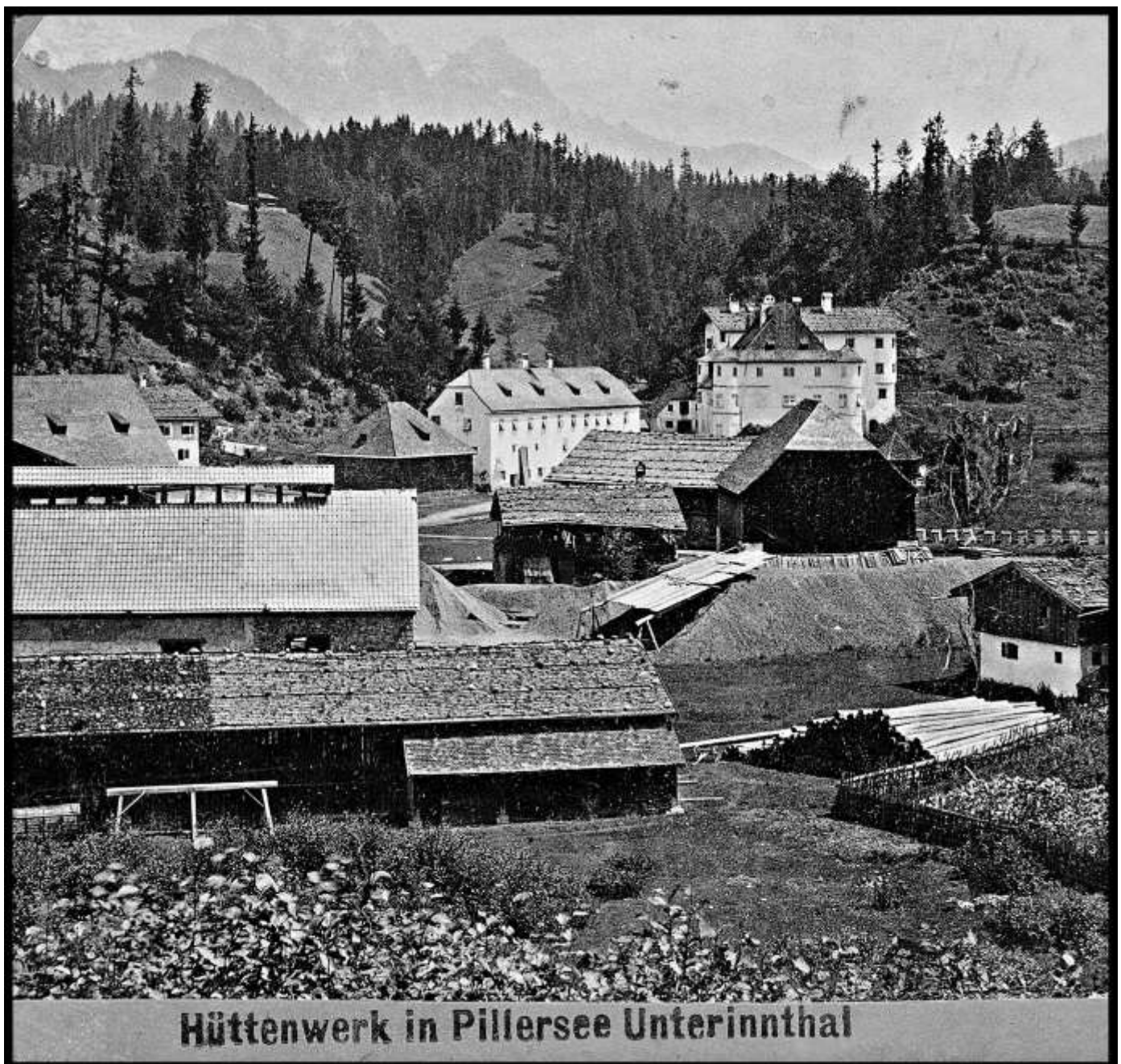
Heimatverein
PILLERSEE

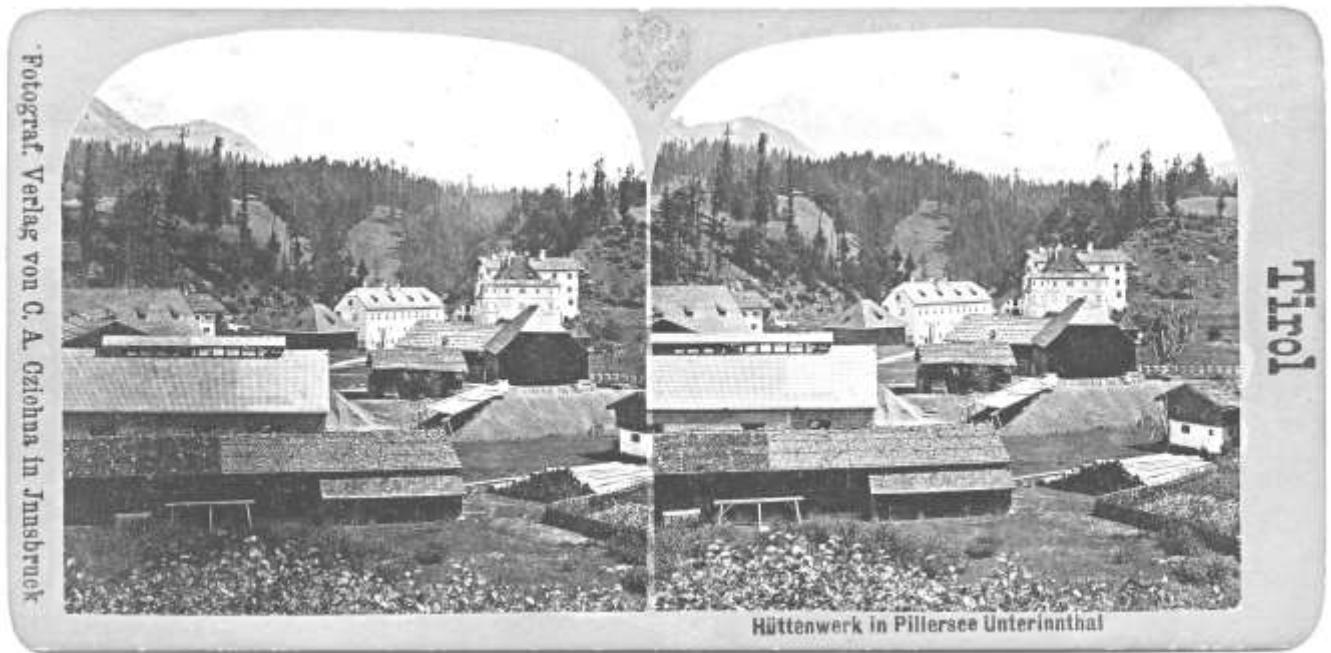


Nr. 26

Vereinsblatt des Heimatvereins Pillersee

Herbst 2015





Albertina Wien—Dauerleihgabe der Höheren Graphischen Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt Wien. Foto: Albertina Wien

Das älteste Foto von Fieberbrunn

Hans Bachler

Naturgemäß ist man in einem Archiv immer auf der Suche nach möglichst alten Bildern der Region. In der Albertina in Wien wurde nun kürzlich obiges Stereofoto entdeckt, das das Hüttenwerk Pillersee um das Jahr 1865 herum darstellt. Es wäre damit die älteste bisher bekannte fotografische Abbildung von Fieberbrunn und verdient eine nähere Betrachtung.

Stereofotografie

Als das älteste erhaltene Foto der Geschichte gilt der Blick aus dem Arbeitszimmer des französischen Forschers Joseph Nicéphore Niépce aus dem Jahre 1826 auf einer asbestbeschichteten Zinnplatte, die es erstmals erlaubte, eine Abbildung, wie sie mit der Camera obscura schon seit Jahrhunderten bekannt war, zu fixieren. Die Technik entwickelte sich schnell weiter, das Albuminpapier, das für das vorliegende Foto verwendet wurde, gab es seit 1850. Es ermöglichte eine kostengünstigere und besonders detailreiche Abbildung. Seit dieser Zeit begann sich die Fotografie auch zu verbreiten, Portraits und Landschaften waren beliebte Objekte, da die lange Belichtungszeit eine Aufnahme von bewegten Szenen noch nicht erlaubte.

Ungefähr zur selben Zeit wurde auch die erste Stereokamera entwickelt. Zwei leicht verschobene Aufnahmen desselben Objektes ermöglichten einen dreidimensionalen Eindruck. Die beiden Bilder hatten üblicherweise ein Format von je 6x6 cm und mussten mit einem eigenen Stereoskop betrachtet werden. Durch die Weltausstellung in London 1851 wurde diese Art der Fotografie unglaublich populär. Billigere Kameras und Stereobetrachter machten die-

se Fotografien zu einem Sammelobjekt. Besonders in den 1860-er und 1870-er Jahren erlebte sie ihren Höhepunkt, verschwand dann allerdings fast völlig von der Bildfläche. Erst in letzter Zeit hat sich diese Räumlichkeit in Form von bewegten Bildern in Film und Fernsehen wieder einen Nischenplatz verschafft.



Stereoskop aus der Zeit um 1900 (Quelle: Wikipedia)

Der Fotograf

Carl Alexander Czichna (1807–1867) besaß seit den 40-er Jahren des 19. Jahrhunderts in der Innsbrucker Museumsstraße eine Kunsthandlung und ein fotografisches Atelier. Er stellte Portraits, Bilder Tiroler Trachten und Landschaftsaufnahmen (unter anderem vom Bau der Brennerbahn) her. Sein Sohn Carl Alfred Czichna (1842-1899) führte die Arbeit seines Vaters weiter.

Das Foto

Das vorliegende Foto des Hüttenwerks Pillersee könnte im Jahre 1866 oder 1867 entstanden sein. 1874 verwendete der Verlag Eduard Amthor aus Gera das Bild als Vorlage für eine Lithografie für seine

Publikation „Der Alpen-Freund“, mit der es weite Verbreitung fand und heute noch in Antiquariaten als gerahmtes Blatt erhältlich ist.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erzeugte das Werk Pillersee zwar hochwertige Produkte und erhielt 1862 auf der Weltausstellung in London eine Medaille für Stahl ausgezeichneter Qualität. Allerdings konnte man preislich auch auf Grund der einfacheren Transportmöglichkeiten durch die nun überall neu gebauten Eisenbahnen immer weniger mit der Konkurrenz mithalten. Trotzdem waren 1860 noch ca. 120 Beschäftigte in den Bergbauen Gebra-Lannern und Foierling beschäftigt, 1864 wurde ein Gewinn von 20.000 Gulden erwirtschaftet und 1868 wurden noch 1.800 Tonnen Rohfrisch- und Gusseisen erzeugt¹.

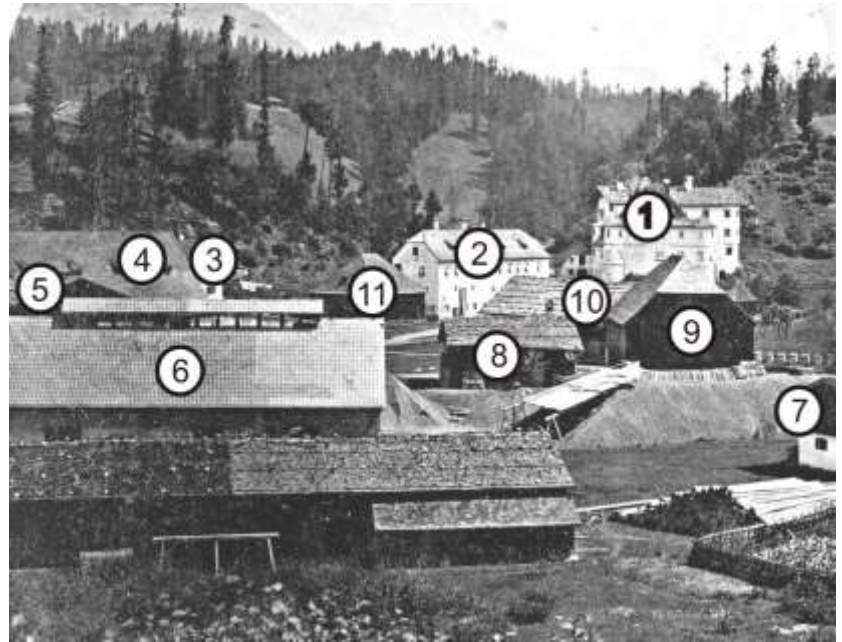
Im Jahre 1867 sah sich der Staat aufgrund seiner prekären finanziellen Lage gezwungen, Staatsvermögen zu veräußern. Zu diesem Zweck wurde auch der Verkaufswert des Werkes Pillersee geschätzt, das Werk 1868 zum Verkauf ausgeschrieben und der Betrieb dann endgültig im Jahre 1870 an die k.k. privilegierte Salzburg-Tiroler Montanwerksgesellschaft verkauft.

In der Schätzung aus dem Jahre 1867 wurden die auf den Foto dargestellten Gebäude wie folgt beschrieben²:

1) Schloss Rosenegg: Schätzwert 2.000 fl. Dasselbe dürfte Ende des 16. Jahrhunderts erbaut worden sein. Ist massiv gemauert, mit Scharschindeln eingedeckt und in gutem Zustande. Ebenerdig sind die Kanzlei und die Markscheidereilokalitäten nebst Kellern und Hafnerstube (?). Im ersten Stock die Wohnung des Verwalters, 6 Zimmer, Küche und Speis. Im 2. Stock die Wohnung des Controllors 5 Zimmer, Küche und Speis. Im 3. Stock ist die Schlosskapelle und die Dachkammern.

2) **Die Mühle und Bäckerei:** Schätzwert 2.500 fl. Ganz gemauert mit Scharschindeln eingedeckt, in gutem Zustande, dürfte ebenfalls im 17. Jh. erbaut worden sein. Ebenerdig sind die Lokalitäten für die Mühle und Bäckerei. Ist gegenwärtig an die Arbeitspersonale um jährlich 87 fl. 50 kr. verpachtet. In der Mittellage die Wohnung für den k.k. Waldaufseher gegen einen jährlichen Zins von 20 fl., die Wohnungen für den Bäcker und Müller, im ersten Stock die Wohnung für den k.k. Rechnungsführer und Offizial, bestehend aus 4 Zimmern, Küche und Speis.

3) Das Laborantenhaus: Schätzwert 700 fl. Ist in gutem Zustand und wird von Arbeitern als unentgeltliche Wohnung benutzt.



4) Der Hochofen-Kohlbarm: Schätzwert 1.000 fl. Im Jahre 1837 neu erbaut mit 4.875 fl., im Jahre 1861 neu eingedeckt. In ganz solidem Zustande.

5) Das Getreidemagazin: Schätzwert 200 fl. Ganz gemauert, mit Legschindeln eingedeckt und in gutem Zustande. Aus 3 Etagen.

6) Die drei kontinuierlichen Erzröstöfen: Schätzwert 1.000 fl. Erbaut in den Jahren 1866 und 67 mit Kostenaufwand 2.285 fl.

7) Danzlhäusl: Schätzwert 600 fl. Wurde im Jahre 1848 um 576 fl. 20 kr. angekauft, ist in gutem Zustande und wird vom k.k. Kohlschreiber als Naturalquartier benutzt.

8) Das Fuhrhaus: Schätzwert 50 fl. Baufällig und wird von Hüttenarbeitern als unentgeltliche Wohnung benutzt.

9) Holz- und Wagenremise: 2 Wagenremisen mit einem Schätzwert von 200 fl., in gutem Zustande.

10) Das Ökonomiegebäude: Schätzwert 500 fl. Ganz aus Holz, in sehr gutem Zustande, für die Unterstellung von 17 Kühen und 4 Pferden.

11) Holzhütte bei der Bäckerei.

Von den hier abgebildeten Gebäude stehen heute noch das Schloss Rosenegg und die Bäckerei. Die Straße verlief damals noch nördlich des Getreidekastens (später Krenwallnerhaus).

¹) nach Pirkl, Herwig: Die neuere Geschichte der Pillerseer Berg- und Hüttenwerke, in: Fieberbrunn. Geschichte einer Tiroler Marktgemeinde, 1979

²) Quelle: Archiv Dr. Pirkl



Der Hirsch ist verschwunden

Ein Nachruf

Rudolf Engl

Im Winter 1986/87 bekam ich eines Tages Besuch einer befreundeten Familie. Wir standen vor der Forstverwaltung, als der damals vierjährige Sohn seinen Vater am Ärmel zupfte und sagte: „Papa, da oben schaut ein Hirsch heraus!“ Er meinte damit das lebensgroße Haupt eines Hirsches aus Gips, das an der Straßenseite des Forstverwaltungsgebäudes in der Höhe des ersten Stockes angebracht war. An diese Episode musste ich denken, als ich Fotos vom Abriss des Gebäudes im Mai 2015 machte.



Foto: Engl

Wenn man heute über die Auwirtsbrücke Richtung Dorf fährt, ist alles irgendwie anders, es fehlt etwas. Dort, wo man jetzt eine Baustelle sieht, stand bis zum Mai 2015 das Gebäude der Forstverwaltung der Österreichischen Bundesforste, ursprünglich die k. k. Forst- und Domänenverwaltung Fieberbrunn, und an diesem Gebäude prangte ein Hirschkopf aus Gips. Aber wie kam der Hirsch dort hin?

Ab 1870 begann eine durch die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Monarchie bedingte Neuorganisation des staatlichen Waldbesitzes. Jahr-

hundertlang war die Forstwirtschaft ein Hilfsbetrieb des Berg- und Hüttenwesens sowie der Salinen gewesen, die möglichst billige Lieferung von Kohlholz für die Schmelzhütten bzw. Brennholz für die Salinen war neben der Versorgung der Bevölkerung mit Bau- und Brennholz die Aufgabe der staatseigenen Wälder.

Die benötigten Holzmengen waren gewaltig: Die Saline in Hallein verbrauchte in ihrer Glanzzeit jährlich Brennholz, das – mit 1,10 m langen Scheitern zu einem zwei Meter hohen Zain aufgeschichtet – von Hallein salzachaufwärts bis nach Zell am See gereicht hätte. Das relativ kleine Hüttwerk in Fieberbrunn benötigte in seiner letzten Blütezeit um 1860 jährlich 10.000 rm Holzkohle, eine Menge, die in der näheren Umgebung des Werkes nicht aufzubringen war. Ab 1852 versuchte man deshalb, das fehlende Kohlholz durch Torf, der in St. Jakob gewonnen wurde, zu ersetzen.¹

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es – mit wenigen Ausnahmen – in der gesamten Monarchie zu einem Niedergang des Bergbaues, ein Werk nach dem anderen musste zusperrern. Das Eisenwerk Pillersee wurde im Jahre 1870 vom Ärar an die „K.K. privilegierte Salzburg-Tiroler Montanwerks-Gesellschaft“ verkauft, nach einem kurzen Aufschwung wurde am 21. September 1876 der Hochofen ausgeblasen und die Stahlproduktion eingestellt. Durch den Bau der ersten Eisenbahnlinien wurde es möglich, Massenprodukte wie Eisen und Stahl, aber auch Kohle und Holz kostengünstig über weite Strecken zu transportieren. 1871 erreichte die Westbahn Hallein, noch im selben Jahr wurde die Befuerung der Sudpfannen der Saline von Brennholz auf Kohle umgestellt, die mit der Bahn angeliefert wurde. Am 31. Juli 1875 fuhr der Eröffnungsfestzug der Giselabahn mit Erzherzog Karl Ludwig und Ministerpräsident Fürst Auersperg durch Fieberbrunn. Kurz darauf waren 100 kg steirischer Stahl in Tirol plötzlich um 20 bis 30 Gulden zu haben, alleine die Produktionskosten für die gleiche Menge Pillerseer Stahl betragen aber über 30 Gulden. 1878 wurde das Eisenwerk Pillersee zum Verkauf ausgeschrieben, es fand sich jedoch kein Interessent.²

Auf diese wirtschaftlichen Umwälzungen musste die Obrigkeit reagieren: Die im Eigentum des Staates stehenden Waldflächen, die bisher dem Finanzministerium unterstanden hatten, wurden dem Ackerbauministerium unterstellt.³ Für die Betreuung der Staatswälder wurde im Ackerbauministerium im Oktober 1872 ein eigenes „Forsttechnisches Departement“ geschaffen, das unverzüglich damit begann, ein einheitliches Organisationsschema für die staats-eigenen Wälder zu entwerfen, unabhängig davon, ob es sich ursprünglich um „Kameralförste“ (zur Versorgung der Berg- und Hüttenwerke), „Fondsgüter“ (unter Josef II. verstaatlichte ehemals kirchli-

che Wälder) oder um „Stiftungsfondsgüter“ (von privaten Eigentümern zur finanziellen Ausstattung von wohlthätigen Stiftungen gewidmete Wälder) handelte. Alle Staatswaldflächen in einer bestimmten Region wurden zu einer „K.K. Forst- und Domänenverwaltung“ zusammengefasst. Im Bezirk Kitzbühel gab es deren fünf, nämlich je eine in Kufstein, Erpfendorf, Fieberbrunn, Kitzbühel und Hopfgarten.

Das Forstpersonal war bis zu dieser Neuorganisation in der Regel ein Teil der Pflugschafts- oder Berggerichte, die Beschaffung von Wohn- und Kanzleiräumen war Angelegenheit der Bediensteten, sofern nicht bei den jeweiligen Berg- und Hüttenwerken entsprechende Möglichkeiten vorhanden waren. Mit der Loslösung der Forstwirtschaft vom Bergwesen mussten jedoch für die neue Organisation entsprechender Raum geschaffen werden. War der Montanbetrieb zum Zeitpunkt der Schließung noch im Eigentum des Staates, war dies relativ einfach, eines der nicht mehr benötigten Bergwerksgebäude wurde für forstliche Zwecke umgewidmet. Beispiele dafür sind etwa die Forstverwaltung Kitzbühel, die das ehemalige Berggericht in der Hinterstadt bezog, oder das heutige Bergbaumuseum in Leogang, das ursprünglich für die Bergbauverwaltung errichtet worden war. Nach der Schließung des Betriebes zog der zuständige Revierförster in das Gebäude, das dann bis in die 80-er-Jahre des vorigen Jahrhunderts Försterhaus blieb, ehe es von der Gemeinde Leogang erworben und in ein Museum umgebaut wurde.

Bestand eine derartige Möglichkeit nicht, wie

zum Beispiel in Fieberbrunn, wo das Montanwerk ja 1870 verkauft worden war, musste ein passendes Gebäude vom Forstärar angekauft, oder neu gebaut werden. Zu diesem Zweck wurden im Ministerium Baupläne einerseits für Forstverwaltungen, andererseits für Försterhäuser ausgearbeitet, die dann – oftmals mit geringfügigen Abänderungen – in ganz Österreich realisiert wurden. Ob diese Bauten zum Ortsbild passten, war zweitrangig.

Im Bereich des K.K. Forstwirtschaftsbezirkes Pillersee setzte jedenfalls eine rege Bautätigkeit ein: 1892 wurde mit dem Bau eines Försterhauses in St. Ulrich in der Nähe des Strasserwirtes begonnen, trotz ungünstiger Grundwassersituation war der Bau im Sommer 1893 fertig, anschließend wurde ein Försterhaus in Waidring errichtet. Obwohl in Fieberbrunn die Au zwischen der Straße und der Ache, dort wo heute der alte Musikpavillon steht, dem Forstärar gehörte, wurde im Jahr 1893 vom Auwirt Bartlmä Foidl ein Grundstück für den Neubau eines Forstverwaltungsgebäudes erworben. Man wollte wohl auf Nummer sicher gehen und der Hochwassergefahr durch die Ache ausweichen. Genützt hat es aber im Endeffekt nichts, denn im Mai 1912 wurde das neue Forstverwaltungsgebäude vom Hochwasser schwer in

Mitleidenschaft gezogen, allerdings nicht von der Ache, sondern vom Pletzerbach.

Für den Neubau wurde noch im Sommer 1893 mit der Anlieferung des Baumaterials (Steine aus dem Pletzerbach) begonnen. Am 2. Juli 1894 war Baubeginn, am 20. September war der Rohbau fertig, und „am 17. Oktober 1895 wurde mit Zl. 372 die Fertigstellung des Forstverwaltungsgebäudes angezeigt. Die Gesamtbaukosten beliefen sich auf 11.412 fl. 62 kr.“⁴

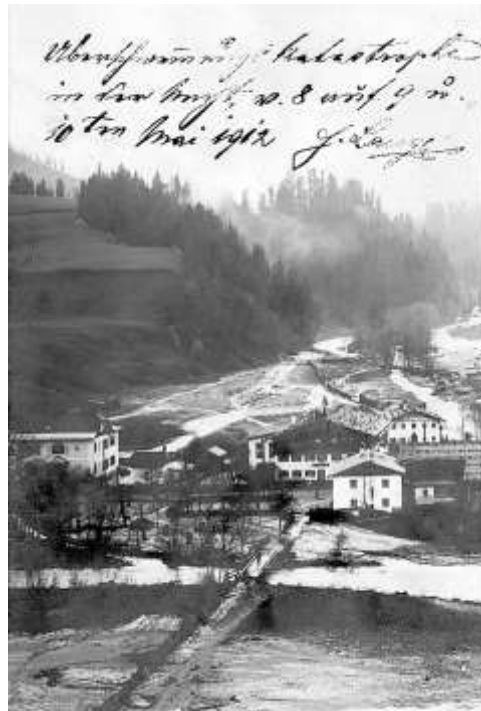


Foto: Archiv Forstverwaltung Fieberbrunn



Ostansicht bis zum Umbau 1985

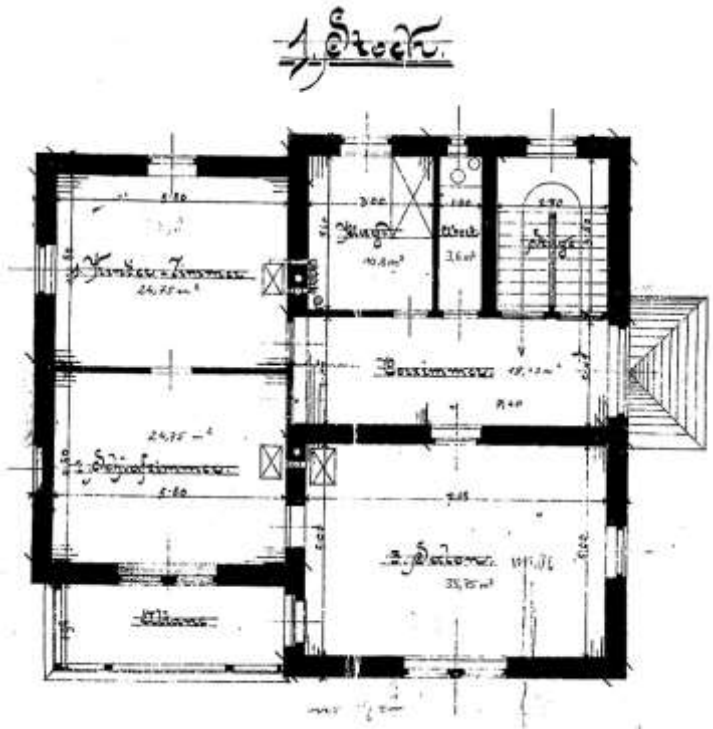


Nach dem Umbau 1986

Foto: Engl

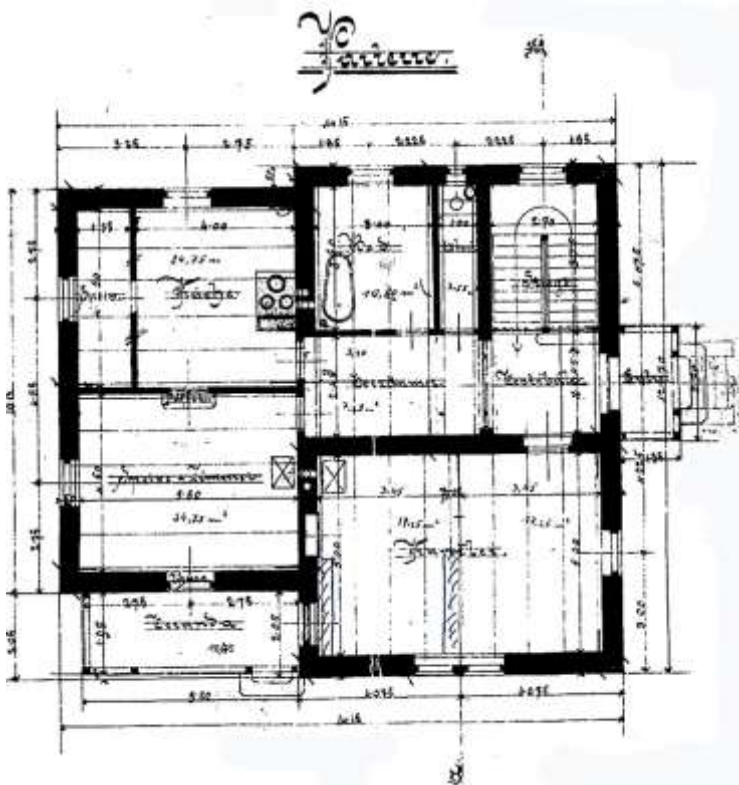
Der Bauplan hat sich im Archiv der Forstverwaltung erhalten, das Original befindet nun im Archiv des Forstbetriebes Unterinntal in Hopfgarten. Seit dem Jahre 1998 sind von den im Jahre 1872 geschaffenen 19 Forstverwaltungen in Tirol nämlich nur noch zwei übriggeblieben, Hopfgarten für das Unterinntal und Hall für das Oberinntal. Dabei waren seit dem Jahre 1966 die Betriebe ständig vergrößert worden, denn durch den Bau der Forststraßen konnten die Wälder viel schneller erreicht werden, Dienstautos, Telefon und EDV machten ebenfalls größere Einheiten möglich. Fieberbrunn wurde nach der Auflösung der Forstverwaltung Kitzbühel im Jahre 1980 um den Försterbezirk St. Johann vergrößert, ab 1986 kam noch die gesamte Forstverwaltung Erpfendorf dazu, sodass der Forstbetrieb Fieberbrunn von Hochfilzen bis Walchsee und vom Pass Strub bis Going reichte.

In diesem Zusammenhang erscheint ein Blick in den Originalbauplan von 1893 interessant: Ein einziger Raum im Parterre ist als „Kanzlei“ ausgewiesen, die anderen Räume im Erdgeschoss sind als Küche, Speisezimmer und Bad gewidmet. Im Ersten Stock befanden sich ein „Salon“, sowie Schlafzimmer für die Eltern, die Kinder und die Dienboten.



Wann und wieso dieses Exemplar an die Hauswand kam, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Auf dem Hochwasserfoto vom Jahre 1912 ist der Hirsch jedenfalls schon erkennbar, obwohl das Rotwild in Fieberbrunn damals noch lange nicht heimisch war. Der erste Hirsch wurde in Fieberbrunn erst in den Dreißigerjahren erlegt. Da mir von keinem anderen Forstverwaltungsgebäude eine derartige Hirschplastik bekannt ist scheidet wohl auch die Annahme aus, es habe sich dabei um ein Statussymbol der K.K. Forst- und Domänenverwaltungen gehandelt.

Im Gedenkbuch (Chronik) der Forstverwaltung vom Jahre 1893 habe ich allerdings in der Rubrik „Wichtige Begebenheiten“ folgende Notiz gefunden: „Ein vom Herrn Forstmeister Lechner angefertigtes Relief vom hiesigen Forstbezirk in Gips wurde zur Landesausstellung nach Innsbruck übersendet.“⁵ Es könnte also sein, dass der damals hier amtierende Forstmeister Lechner künstlerisch begabt war, und sich mit der Anfertigung von Gipsmodellen beschäftigt hat. Der Heimatverein hat jedenfalls den Hirsch vor einem Ende im Bauschutt gerettet, er hat nun eine neue Heimstätte im Archiv am Kirchweg gefunden.



Im Laufe der Zeit veränderte sich der Schwerpunkt, die Büroräume brauchte immer mehr Platz, und nach dem letzten Umbau im Jahre 1985 wurde das gesamte Parterre für die Büros benötigt, die Wohnung beschränkte sich auf den 1. Stock und zwei ausgebaute Dachbodenzimmer.

Aber nun noch einmal zurück zum Hirschen:

Anmerkungen:

- ¹ Pirkel Herwig: Die neuere Geschichte der Pillerseer Berg- und Hüttenwerke. In: Fieberbrunn – Geschichte einer Tiroler Marktgemeinde (S. 393)
- ² Wie Anm. (1), S. 399
- ³ Reichsgesetzblatt Nr. 52 v. 20. 4. 1872.
- ⁴ Gedenkbuch für den kk. Forstwirtschaftsbezirk Pillersee, Jahrgang 1894/95, Pkt. IX.
- ⁵ Gedenkbuch für den kk. Forstwirtschaftsbezirk Pillersee, Jahrgang 1893, Pkt. XIII.

Josef Zoller—Von Fieberbrunn nach Kanada und zurück

Ein außergewöhnliches Kinderschicksal in der Nachkriegszeit
Heidi Niss



Es war die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die Not war groß, und viele junge Leute suchten Arbeit bei den Bauern. Dort gab es zu essen, man hatte ein Dach über dem Kopf und verdiente eine Kleinigkeit

In dieser Zeit wurde Josef Zoller am 23. März 1946 in St. Johann in Tirol geboren. Die Mutter Aloisia Zoller aus Tarrenz war Magd beim Pulvermacher-Bauern. Das Kind war unehelich zur Welt gekommen. Auch der Vater, ein gebürtiger Schlesier, arbeitete in Fieberbrunn. Ihn hatten wohl die Kriegswirren hierher verschlagen. Das Kind kam nach der Geburt zu Zieheltern. Die Ziehmutter war „Meikl-Moid“, und Josef war das letzte von 13 Kindern, welche die Frau aufgezogen hatte. Dieses Kind hatte die gütige Frau in ihr Herz geschlossen wie ein eigenes. Der Bub hing sehr an ihr. Der Vater war inzwischen nach Kanada ausgewandert, dort sollte er seinen kinderlosen Onkel beerben. Die Mutter Aloisia Zoller war nicht bereit, so weit von Tirol wegzuziehen, und so trennten sich die Eltern.

Als Josef 5 Jahre alt war, heiratete die Mutter den Pulvermacherbauern Hans Millinger. Folglich kam der Bub zur Mutter, deren Mann nun der Vater war.

Der Pulvermacher Sepp, wie er nun hieß, fühlte sich wohl bei den Eltern und am Bauernhof. Dort waren Knechte und Mägde und viele Tiere, und der Bub war nie allein, wohl geborgen im Schutz der bäuerlichen Gemeinschaft.

Als Josef in die Schule kam, ging er mittags zur Meikl Moid essen, denn damals war nachmittags auch Unterricht. Und wenn im Winter viel Schnee fiel, blieb er einfach über Nacht dort.

Der Luftpostbrief

Josef war 10 Jahre alt, als ihn die Mutter zu sich rief. Sie saß in der Stube am Spinnrad und hielt einen bunten Brief in der Hand, einen Luftpostbrief. Da

sagte die Mutter: „Dein Vater hat diesen Brief geschrieben.“ „Na, na, der Tat ist im Stall draußen“, entgegnete der Bub. So erfuhr er, dass der Bauer nicht sein Vater war. Der leibliche Vater lebt in Kanada, war verheiratet, aber leider kinderlos. Er wollte den Buben zu sich holen – wie einst der Onkel ihn geholt hatte.

Natürlich war diese Neuigkeit Gesprächsstoff am Bauernhof, und die Knechte und Mägde schwärmten dem Kind vor, was das für eine Abenteuerreise wäre, und da lebten auch Indianer. So meinte der Sepp, dass er da schon hinmöchte.

Die Mutter meldete das dem Jugendamt und da wurde sie gefragt: „Was können Sie dem Kind bieten, Frau Millinger?“ Sie hatte wenig zu bieten. Damals hatte sie schon drei Kinder, und der Hof war noch nicht übergeben.

Also sollte der Bub befragt werden. Am Jugendamt erklärte der ahnungslose Sepp, dass er schon nach Kanada möchte. Er hatte mit 10 Jahren keine Ahnung, wo Kanada überhaupt war. Das Jugendamt hatte das bewilligt, aber die Mutter wollte das Kind nicht hergeben. So schrieb sie dem Vater, dass das nicht so einfach sei, seinen Sohn zu verlangen, denn er habe in all den Jahren nichts für den Buben an Alimenten bezahlt. Postwendend wurden diese Kosten für 10 Jahre überwiesen, und dadurch der Mutter die Handhabe genommen, das Kind zu behalten.





Josef Zoller mit Josefine Eder

Die Reisevorbereitungen

Nun begann für den Pulvermacher Sepp eine spannende Zeit. In der Schule erfuhren die Kinder, dass der Sepp auswanderte. Der Bub musste nach Wien, um die Impfungen für die Auswanderung zu erhalten. „Ich fuhr mit der Mam‘ nach Wien. Wir wohnten dort bei „Herrischen“, die einmal bei uns auf Urlaub waren. Mehrere Tage waren wir in Wien. Immer wieder bekam ich eine Spritze. Nach 7 Spritzen waren die erforderlichen Impfungen erledigt. Außerdem erhielt ich einen Reisepass.“ Das war eine Sensation, denn wer hatte damals schon einen Pass? In der Schule daheim durfte Sepp in alle Klassen gehen und den Pass herzeigen. „Für alle Staaten der Welt“ stand darin.

So braucht Sepp natürlich auch ein ordentliches Gewand. Man kaufte ihm einen Steireranzug und ein Paar neue Schuhe. Die erste nagelneue Kleidung, denn vorher gab es die abgetragene, die einem anderen Kind nicht mehr passte. Und natürlich hatte der Bub nur Holzschuhe – wie alle damals. „Mei war i stolz auf mei neues G‘wand und den Steireranzug mit grünen Streifen“.

Aufbruch nach Kanada

Alles war bereit, das Flugticket und der Reisepass gehörten zum wichtigsten Gepäck. Mit dem Steirer und den neuen Schuhen ging es dem Bahnhof zu.

Beim Auwirt stand die Pflegemutter seiner ersten fünf Lebensjahre, um ihn zu verabschieden. Es war ein tränenreicher Abschied beiderseits, doch das Abenteuer wartete. Mit dem Zug fuhr die Mutter mit dem Buben nach München. „Das war eine weite Fahrt!“ Am Flughafen gab es dann den Abschied von der Mutter. Wieder gab es Tränen – logisch! „Wenn es mir nicht gefällt, kimm i wieder!“, sagte er noch.

Eine Stewardess übernahm den Buben. Sie hängte ihm eine Tafel um den Hals, darauf stand der Name Josef Zoller – München – Toronto. „Da wurde mir ein bißchen schmal, ich wurde abgegeben wie ein Paket.“

„Bald saß ich allein im Flugzeug, einer viermotorigen Propellermaschine, Die hat genaggelt und gescheppert, und ich dachte: Wo bin ich überhaupt?“

24 Stunden dauerte der Flug mit mehreren Zwischenlandungen. Bei jeder Zwischenlandung wurde er an andere Stewardess übergeben. Endlich – die letzte Landung: Toronto – Molten! Sepp wurde in einen Warteraum gebracht. Dort wartete er. Plötzlich hörte er seinen Namen aufrufen. Aber niemand war da. Der Lautsprecher war ihm bis dahin unbekannt. Er öffnete die große Türe, und es kamen zwei Menschen auf ihn zu – wildfremde Leute.

„Daheim in Kanada“

„Ich bin dein Vater, mein Sohn!“ sagte er voll Freude und weiter: „Das ist deine Mutter!“

„Da brach ich in Tränen aus und weinte bitterlich!“ Vor dem Flughafen stand ein riesiges Auto, ein Cadillac. „My car“ sagte der Vater. „Ich durfte vorne sitzen, das gefiel mir.“

Das neue Zuhause war ein großer Bungalow. Bevor ich ins Haus ging sagte die neue Mutter: „Schuhe ausziehen!“ „Was soll das, dachte ich. Beim Pulvermacher sind wir mit den Holzschuhen vom Stall in die Stube gelaufen und diese Schuhe sollte ich ausziehen?“

Die vielen neuen Eindrücke und der Kulturschock verwirrten die Kinderseele. Der Vater merkte, dass diese Mutter mit dem Buben nicht recht umgegangen war und wollte ihn ablenken. Da schaltete der Vater den Fernseher ein. Sepp hatte so etwas noch nie gesehen.

Es lief zufällig ein Wildwestfilm. „Da wurde geritten und geschossen, und ich glaubte, vor dem Haus ging es so zu.“ Aus Angst versteckte sich der Bub hinter dem Kasten, bis der Vater das Fernsehgerät ausgeschaltet hatte.

Am nächsten Tag sagte die Mutter: „Wir gehen einkaufen, so kannst du hier nicht herumlaufen.“ So kaufte mir die Stiefmutter eine Jean, ein Leibchen und gestickte Cowboyhemden mit Fransen, die ich ja



gar nicht mochte. Was mich aber am meisten traf, war, dass die Stiefmutter (eine gebürtige Deutsche) meine neuen Schuhe und den Steireranzug, auf die ich so stolz war, auf den Müll geschmissen hat.“

Das Leben in Kanada

Der Vater war Vorarbeiter in einem Stahlwerk, und da er mehrere Sprachen beherrschte, war er in dem Einwanderland ein gefragter Mann. Die Stiefmutter war Ärztin, übte den Beruf aber nicht aus. Die Elternrolle fiel dem Vater nicht schwer, mit der Stiefmutter gab es immer mehr Probleme. Zur Familie gehörte auch ein alter Polizeihund, der für den Sepp der erste Freund wurde. Der Vater erlaubte dem Buben alle Freiheiten, aber nur, wenn er den Hund mitnahm. So fanden die beiden immer heim. Dem Hund konnte er alles erzählen, da war er nicht allein. Später begann er Zeitungen nach der Schule auszutragen. Er fuhr mit dem Fahrrad, warf dem Hund die Zeitung zu, und er brachte diese zum jeweiligen Haus.

Joe konnte kein Wort Englisch. An ein normales Schulleben war nicht zu denken, Folglich erhielt er einen Privatlehrer, der ihn täglich 4 Stunden in Englisch unterrichtete. Dazu musste er viel lesen. Was

außerdem viel half, war das Fernsehen. „Ich habe in meinem Leben nie mehr so viele Bücher gelesen wie damals.“ Nun kam der Bub, der nun Joe Taybik-Zoller hieß für zwei Jahre in eine katholische Internatsschule. Nur am Wochenende und in den Ferien kam er heim. „Der Vater ging mit mir fischen und jagen, das war schön.“

Nach den Jahren im Internat schulte er seinem Alter entsprechend in die dortige Regelschule ein.

„Ungefähr 3 Jahre nach meiner Ankunft brachte die Mutter ein Mädchen zur Welt. Das Baby galt alles – ich fühlte mich zurückgesetzt. So fing es an zu krieseln – das Heimweh begann. Ein Jahr später brachte die Stiefmutter einen Buben zur Welt. Die eigenen Kinder zählten mehr als der Bub aus Österreich.“

Der Weg in die Heimat

In der Nachbarschaft lebten Zugewanderte aus verschiedenen Ländern. Darunter auch eine Familie – der Mann war Pole, die Frau aus Österreich, die auch ihre Mutter aus Kärnten zu sich geholt hatte. Dieser Frau vertraute sich Joe an und erzählte von seinem Heimweh. Sie versprach, ihm zu helfen. Diese Frau schickte der Mutter einen Brief nach Fieberbrunn und schrieb vom Heimweh des Buben. Prompt kam ein Flugticket aus der Heimat an diese Frau – darauf stand: Toronto – Wien!

Das war das Geheimnis zwischen Joe und der gütigen Frau aus Kärnten. Da Joe inzwischen 16 Jahre alt war, konnte er allein heimreisen.

Offiziell ging Joe am Heimreisetag in die dortige Schule – in Wirklichkeit flog er heim, ohne ein Wort dem Vater oder der Stiefmutter zu sagen.

In London war auf dem Heimflug ein längerer Zwischenstopp. Dort traf er ein paar Tiroler, darunter Trixl Hansi (Gla), der sich an den Buben erinnerte. Die Tiroler boten ihm an, nach Salzburg umzubuchen, so könnte er mit ihnen heimfahren. War das ein Zufall!

Bei dichtem Schneetreiben brachten sie ihn bis zum Auwirt. Von dort stapfte er zum Pulvermacherhof. Es war der 30. April 1962. Die Mutter war sehr überrascht und fragte nach den anderen. Sie hatte nämlich ein Taxi mit Herrn Eberhart, Gollner Hans und Bruder Hansi nach Wien geschickt, um ihn dort abzuholen. Doch er war dort nicht gelandet. Auf Nachfrage erfuhren sie, er könnte von der Interpol aufgehalten worden sein. Er war aber schon längst zuhause.

Auch das Wiedersehen mit der Ziehmutter war innig und rührend. Sie war ihm die Liebste geblieben.

Josef Zoller war nun wieder daheim. Die englische Sprache öffnete ihm die Wege zum Beruf. Fieberbrunn hat er nie mehr verlassen.

Anna Eder (geb. Ackermann) aus St. Jakob

Angela Spiegl und Brigitte Hinterholzer



Anna in ihrem Element beim Schneidern. (alle Fotos: Eder Anna)

Familie und Kindheit

Ich komme aus St. Jakob in Haus und wurde am 29.10.1928 als zweites von drei Mädchen geboren. Meine vor fünf Jahren verstorbene Schwester Luise war acht Jahre älter, Irma lebt in Linz und ist zwei Jahre jünger als ich. Mein Vater kam aus der Gegend von Michaelbeuern bei Salzburg, eine Mutter stammte aus Walchsee. Sie waren gemeinsam mit den Brüdern und der Mutter meines Vaters zum Torfstechen nach St. Jakob i.H. gekommen und haben sich in einer Baracke im Weiler Torfmoos niedergelassen.

Im Jahr 1931 begannen meine Eltern ihr Eigenheim im Torfmoos zu erbauen. Sie waren sehr stolz auf das neu erbaute Haus. Leider waren die darauf folgenden Jahre von Armut durch die Geldentwertung und Arbeitslosigkeit geprägt. Dies hat auch meine Eltern betroffen. Durch die Stilllegung des Hütt-



Haus Kapeller, 1931 von Ludwig Ackermann erbaut.

werkes von Fieberbrunn wurde der als Brennstoff verwendete Torf nicht mehr gebraucht. Mein Vater und die am Haus meiner Eltern beteiligten Brüder wurden arbeitslos. Mein Vater konnte die anfallenden Raten schließlich nicht mehr bezahlen. Im Jahre 1938 wurde unser Haus an den Sohn des Unterschneiderrbauern aus Pfaffenschwendt, Josef Kapeller, versteigert. Sein Sohn, Kapeller Lois, wohnt heute noch mit seiner Familie darin.

Meine Eltern haben dann das „Eschl“ Dumpfgarten von Stallern („Stall Nani“) gepachtet. Am 01.05.1938 sind wir dort eingezogen. Im Haus lebte noch Lena, die zweite Frau und Witwe des verstorbenen Bauern zu Dumpfgarten (Stiefmutter von Stall Nani). Meine Eltern waren über den Verlust des erbauten Hauses sehr traurig, aber zu Dumpfgarten war eine kleine Landwirtschaft dabei, was in der damaligen Zeit ein großer Vorteil war. Für uns Kinder, ich war gerade 10 Jahre alt, war das Übersiedeln gar nicht so schlimm. Ich kann mich nur noch erinnern, dass wir es nicht geschafft haben, unseren geliebten Kater mitzunehmen. Er ist immer wieder ins Torfmoos zurückgelaufen. Das war für uns Kinder das größte Problem.

Schulzeit:

Ich wurde bereits mit 6 Jahren eingeschult und besuchte 8 Jahre die St. Jakober Volksschule. Ich ging sehr gerne zur Schule und war sehr fleißig. Unsere damalige Lehrerin, Frau Fuchs, setzte sich dafür ein, dass ich in die Lehrerausbildungsanstalt nach Innsbruck kam. Nach einem „Auslese-Lager“ in Haiming (heute Übertrittsprüfung), das ca. 14 Tage dauerte, wurde jedoch entschieden, dass ich als Herbstgeborene noch zu jung sei. So besuchte ich noch ein Jahr die Hauptschule in Kitzbühel. Ein weiteres „Auslese-Lager“ wurde ein Jahr später am Arlberg abgehalten. Dort ging es schon sehr militärisch zu. Wir wurden mit Pfeifen herumkommandiert und mussten vor dem Frühstück Morgensport machen. Im Herbst 1943 kam ich dann in die LBA in Innsbruck. Leider wurde Innsbruck vor Weihnachten bombardiert und wir mussten schließlich die Stadt fluchtartig verlassen. Es war fürchterlich, der Bahnhof stand in Brand. Das Hotel neben dem Kaufhaus Tyrol war komplett zerstört. Wir versuchten irgendwie nach Hause zu kommen. Nachdem der Zugverkehr in Innsbruck komplett eingestellt war, kamen wir dann mit einer Dampfmaschine, die zwischen Hall und Innsbruck pendelte, weiter. Keines von uns Mädchen wusste damals, wie es nun mit uns weitergehen sollte. Schon im Jänner 1944 wurde der Schulbetrieb wieder aufgenommen. Wir kamen ins Zillertal nach Mayrhofen. Wir staunten nicht schlecht, als wir dort in noblen Hotels untergebracht wurden. Anfangs war ich im Hotel „Strasser“, später im Hotel „Rose“ einquartiert. Wir waren circa 500 Mädchen, wobei viele von weit her kamen. Einige Mädchen

waren sogar aus Wien. Die meisten unserer Lehrer waren mit der ganzen Familie ins Zillertal geflüchtet. Immer wieder hörten wir von Bombardierungen und vom Leid, das der Krieg mit sich brachte. Wenn längere Zeit keine Post von daheim eintraf, machten wir uns große Sorgen um unsere Familien. Im Frühjahr 1945 eskalierte die Kriegssituation und alle Mädchen, die von zu Hause eine Bestätigung an die Schulleitung vorweisen konnten, durften die Heimreise antreten. Ich machte mich mit Rosa Würtl (Tochter vom Pinzgerbauern aus St. Jakob), die auch die LBA besuchte, am 27.04.1945 auf den Weg heimwärts. Ein Mann mit einem kleinen „Dreiradlaster“ hatte Erbar-
men mit uns und nahm uns bis Strass im Zillertal mit.



Anna mit ca. 17 Jahren

Der Bahnhof in Brixlegg war komplett zerstört. Nach langem Warten und beängstigender Ungewissheit kamen wir schließlich mit einer Dampfmaschine bis Kramsach und dann mit einem Zug bis nach Fieberbrunn. Dort kamen wir erst um 01:30 Uhr nachts an und mussten dann über den „Bahnhofbichl“ nach Hause gehen. Es war eine sternenklare Nacht und auf dem Weg lag noch viel Schnee, daran kann ich mich noch genau erinnern.

Mein Vater hatte schon im ersten Weltkrieg an der Südfront gedient und war mit 42 Jahren einer der



Eiblberg ca. 1942, vor dem Einrücken von Franz von rechts: Vater Franz Eder (Gerstberg-Sohn), Mutter Anna (geb. Hansenauer), Tochter Traudi Eder, Sohn Franz Eder (später Ehemann von Anna), Schwester Lis mit Sohn Helmut.

ältesten Hauserer, der zum Kriegsdienst am 11.09.1939 eingezogen wurde. Die ganze Familie war geschockt, als wir die Nachricht erhielten, dass der jüngste Bruder meines Vaters bereits am 12.09.1939 gefallen war. Dies war der erste Gefallene von Fieberbrunn. Im März 1945 wurde mein Vater als vermisst gemeldet. Erst Jahre später bekam meine Mutter die Nachricht, dass er in einem großen Sammelgrab in Polen bestattet wurde.

Während des Rückzuges war ein deutscher Kommandant bei uns zu Dumpfgarten einquartiert. Wir mussten ihm unsere große Kammer zur Verfügung stellen. Die untergebenen Soldaten campierten in den Wiesen um unser „Eschtl“.

Nachkriegszeit:

Mit 54 Schilling Witwenrente musste meine Mutter mit uns Kindern den Lebensunterhalt bestreiten. Inzwischen hatte meine Mutter noch den Sohn ihrer Schwester, Emil Unterrainer („Ackermann Emil“) und den unehelichen Sohn meiner älteren Schwester, Ludwig Ackermann, aufgenommen. Und für mich wurde es traurige Gewissheit, dass ich meine Ausbildung nicht fortsetzen konnte, denn allein das Schulgeld betrug 90 Schilling. Diese Rechnung ging nicht auf.

Meine Schwester Luise heiratete den Schuster Hans Foidl aus Fieberbrunn. Dieser hatte nach einer schweren Kriegsverletzung eine Ausbildung zum Orthopädieschuster in Wien gemacht. Dort fand ich dann meine erste Arbeitsstelle als Oberteilnäherin. Die Werkstatt befand sich hinter der heutigen Firma Raffler. Später arbeitete ich einige Zeit in Kitzbühel bei der Metzgerei Fuchs. Ich fing als „Zimmermadl“ an und sollte dann, sobald ein Ersatz gefunden worden war, als Verkäuferin eingeschult werden. Ich hatte aber nach einiger Zeit das Gefühl, dass dies nur leere Versprechungen waren und habe gekündigt. Inzwischen war der Hauserer Schneider Wallner Ludwig aus Russland heimgekehrt. Dieser hatte für Weihnachten viele Aufträge und brauchte dringend Hilfe. So hatte ich schnell eine neue Arbeit gefunden. Die Schneiderwerkstatt befand sich im Dachboden des alten Schulhauses (heute Gemeindehaus und Veranstaltungssaal). Die Leute aus dem Pillerseetal sind gekommen und haben Aufträge erteilt. Wir sind aber auch auf die „Stör“ gegangen. Mit einem Radl mit Hilfsmotor sind wir bis Eillmau gekommen. Ich bin auf einer Decke auf dem Gepäckträger gehockt und so sind wir von Haus zu Haus gezogen. Ein Wunder, dass uns dieses Gefährt gezogen hat. Bis

alle Aufträge erledigt waren, haben wir bei den verschiedenen Familien übernachtet und Verpflegung bekommen. Die Dienstboten der Bauern haben zu dieser Zeit auch oft als Teil vom Lohn ein Stück Stoff erhalten. Nicht selten hat Ludwig seine Zither ausgepackt und es wurde in der Stube gesungen und getanzt. Leider ist mein Arbeitgeber bei einem Sturz mit seinem Radl ums Leben gekommen. Ich habe dann einige Zeit zu Hause Näharbeiten ausgeführt, bis ich für „Pinzger Kathei“, die ein Kind erwartete, bei der Firma Tiere mit Herz eingesprungen bin. Dort war um 6:30 Uhr Arbeitsbeginn. Ich denke noch oft daran, wie ich im Winter als erste über den „Bahnhofbichl“ herunter gewartet bin.

Trotz dieser beschwerlichen Zeit ist der Spaß nicht zu kurz gekommen. Wir „Jungen“ haben uns oft in der Stube zu Dumpfgarten getroffen und Lena gebeten mit ihrem Grammophon zu kommen und uns Musik aufzulegen. Ich habe das Gefühl, dass sie gerne gekommen ist und uns beim Tanzen und Singen beobachtet hat.

Am 28.05.1953 kam unser Sohn Franz zur Welt. Ein Jahr später bin ich mit meinem späteren Mann Franz Eder beim Eiblberghof eingezogen. 1955 haben Franz und ich geheiratet. Es herrschten sehr ärmliche Verhältnisse zu Eiblberg. Es gab keinen Strom, weder Vorhänge noch Teppiche im Haus. Die Fenster waren nicht dicht, so hat die Petroleumlampe in der Küche gewackelt, wenn es draußen windig war. Der Hof war nur über einen schmalen Karrenweg zu erreichen. Die Eltern meines Mannes, seine Schwester Traudi und Helmuth, der uneheliche Sohn der zweiten Schwester meines Mannes, lebten ebenso im Haus. Der Vater meines Mannes hatte sich bei einem Unfall bei der Holzarbeit schwere Verletzungen zugezogen und verlor nach einer Blutvergiftung ein Bein. Er bekam ein Holzbein und war dadurch körperlich sehr beeinträchtigt. Die erste Zeit zu Eiblberg war nicht einfach für mich, denn es hat viel Zeit gebraucht, bis ich mich behaupten konnte.

Wir mussten die steilen Hänge mit der Sense mähen und das ganze Heu mit einer „Bur“ einbringen. Franz ging zusätzlich ins Tagwerk als Holzarbeiter und ich habe mit der „Näherei“ noch etwas dazu verdient und dadurch viel Kontakt mit den Leuten vom Dorf, aber auch von weiter her, gehabt. Oft habe ich die Näharbeit am Abend mit einer Taschenlampe erledigt, weil tagsüber die Zeit fehlte. Besonders vor Weihnachten oder zur „Godenzeit“ hatte ich viel zu tun. In dieser Zeit wurde alles verwertet. So wurde altes Gewand aufgetrennt und etwas anderes daraus genäht. Ich habe zum Beispiel die alten Jacken von der Feuerwehr aufgetrennt, umgedreht, neu zugeschnitten und noble Trachtenjanker daraus gemacht.“ Jeder hat „gestückelt“, der Eine konnte es besser, der Andere schlechter, das sah man dann schon.“



Hinter-Eiblberg 1955/56

Wir haben schon ziemlich geschuftet damals, aber schlussendlich konnten wir Stück für Stück unser Heim herrichten. Wir hatten z.B. einem Cousin, der Maurer war, einen Baum geschenkt, dafür sollte er uns in der Küche einen „Überboden“ einziehen. Das hatte er auch eingehalten und an einem Muttertag erledigt. Bis dahin war über der Kochstelle der Speck aufgehängt und alles war schwarz, wie man es heute noch auf manchen Almen sieht. An diesen für mich sehr „arbeitsreichen“ Muttertag kann ich mich heute noch gut erinnern.

1958 haben wir elektrischen Strom bekommen - „das waren helle Weihnachten in diesem Jahr.“ Wir haben dann ein paar Schweine verkauft, damit wir uns ein Radio leisten konnten.

Meine Mami wohnte inzwischen mit Emil in einem kleinen Häuschen oberhalb von Dumpfgarten (heutiges Anwesen der Familie Neubeck aus Deutschland), das mehr oder weniger ein ausgebauter Schweinestall war. Am Ende der 50er Jahre haben meine Mutter und Emil mit dem Hausbau (heute Filzenbergweg) begonnen. Heute wohnt Emil mit seiner Familie in diesem Haus.

1963 wurde der Weg zum Eiblberg erstmals geschottert. Wir haben unzählige Stunden damit verbracht, den Weg nach Unwettern wieder halbwegs herzurichten. Erst 1976 wurde die Straße asphaltiert. Das war für uns ein großer Gewinn an Lebensqualität.

Später in den 70er Jahren, als Franz und Sonja, unsere 1962 geborene Tochter, aus dem Haus waren, haben wir ein Zimmer nach dem anderen ausgebaut und an Urlauber vermietet. Die „Vermieterei“ war für mich selbst ein bisschen wie Urlaub.“

Heute wohnt zu Eiblberg meine Enkelin Evelyn mit ihrer Familie.

Brauchtum in der bäuerlichen Lebenswelt

Hans Edelmaier

Brauchtum ist Ausdruck von Lebensgewohnheiten der Kollektive und hatte nicht bloß folkloristische, sondern zutiefst wirtschaftliche Bedeutung, was ihm einen herausragenden Stellenwert verlieh. Schon die fünftausend Jahre alte Megalithstruktur von Stonehenge nahe Salisbury, das gar siebentausend Jahre alte Sonnenobservatorium von Goseck in Sachsen-Anhalt und vielleicht auch die Himmelsscheibe von Nebra versuchten, Gesetzmäßigkeiten der Natur der landwirtschaftlichen Produktion nutzbar zu machen. In einer Zeit, in der Mangelwirtschaft herrschte und Missernten, Heuschreckenplagen oder Krieg die Existenz bedrohten oder gar vernichteten, kam es darauf an, die lebenswichtigen Grundlagen der Nahrungsmittelproduktion zu optimieren und zu sichern.

Als das Christentum unter Kaiser Theodosius I. 380 mit dem Dekret „*Cunctos populos*“ Staatsreligion wurde, war die christliche Theologie auch exklusives Erklärungsmodell für all jene Phänomene, welche die natürlichen Abläufe durchbrachen und dem Menschen bedrohlich werden konnten. Die Scholastik¹ entwickelte **Begründungen** dazu und stellte für das etwa eintausend Jahre währende Mittelalter die wissenschaftlichen Erklärungen bereit.

Der mittelalterliche Mensch schöpfte also seine rechtsnormierenden und gesellschaftlichen Vorstellungen aus der Bibel: Was Gott geschaffen hatte, war – wörtlich dem Schöpfungsbericht der Genesis entnommen – gut und richtig, das gesellschaftliche Zusammenspiel unterlag folglich dem „*ordo*“, der **göttlichen Weltordnung**. Die Scholastik sicherte das wissenschaftlich ab.²

Wenn Not und Plage die Menschen heimsuchten, so war das nach dem Modell der sieben Plagen des Alten Testaments ein Mittel Gottes, die Menschheit für ihren Abfall von ihm und ihre **Versündigung** zu „*züchtigen*“. Das hatte seinen ersten Niederschlag im Sündenfall gefunden. Am jüngsten Tag würden Gut und Böse voneinander getrennt und belohnt und bestraft werden.

Dieser Auffassung hingen auch die Reformatoren an und sie erübrigte es, tiefer in die Phänomene einzudringen, die ohnedies im Glauben ihre hinreichende Erklärung fanden. Aber am Übergang zur Neuzeit lösten aufsehenerregende Entdeckun-

gen einer „*Neuen Welt*“ und die damit verbundene Handelsexpansion die herkömmlichen Denkmodelle durch eine neue Philosophie der Vernunft ab. Rationalität focht den Glaubensapparat des Christentums zur Erklärung der Phänomene an und entwickelte sich zur Philosophie der Aufklärung. Ihr Ausgangspunkt war eine Neuinterpretation des Universums auf der Grundlage von Vernunft und Logik und das ließ einen neuen Realismus entstehen und wandelte das theologisch orientierte Zeitalter in ein wissenschaftlich begründetes um.³ „**Hatte sich der mittelalterliche Mensch von Ideen, Konzepten und Formen leiten lassen, so wandte sich der Rationalist des Gesetzen und Funktionen zu.**“⁴

Die Philosophen (allen voran Jean Jacques Rousseau 1712-1778) und Philantropen (wie Johann Bernhard Basedow 1723-1790) predigten „*zurück zur Natur*“ und sahen, dass der nach dem göttlichen Ebenbild nachempfundene und vernunftbegabte Mensch imstande sein müsste, die Welt auch ohne göttliche Schöpfungsordnung zu gestalten, wozu er allerdings Bildung benötigte. Sie gab ihm den Optimismus, durch Erziehung zur Vollendung gelangen zu können.

Das Prinzip der Vernunft bestimmte fürderhin Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und sogar die Religion war ihm unterworfen.

Die Aufklärung wurde von den Menschen nur zögerlich angenommen, wovon die gescheiterten Reformen Kaiser Josephs II. Zeugnis ablegen. In die konservativ und erzkatholisch geprägten inneralpinen Räume vermochte sie überhaupt nicht vorzudringen und wo ihr das in Ausnahmefällen doch gelang, blieb es auf den aufgeklärten Teil des Stadtbürgertums beschränkt. Wenn beispielsweise am Martinstag die Lichtarbeit begann, dann zog der Mensch aus den Erkenntnissen der Astronomie, welche die Planetenbahnen enträtselte, keinen Nutzen. Daher waren in der bäuerlichen Produktionsgesellschaft die althergebrachten Bauernregeln weitaus nützlicher als die Erkenntnisse der Wissenschaften. Und folgerichtig haben diese das bäuerliche Leben damals kaum berührt.

Mit der französischen Revolution emanzipierte sich dann das Bürgertum, streifte das Zeitalter der Aufklärung ab und ermöglichte den Menschen die Teilhabe an den modernen Erkenntnissen. Diese Entwicklung betraf aber nur die Oberschicht; in die bäuerliche Bevölkerung ist auch das kaum vorgedrungen. Zeichen dafür sind einerseits das Scheitern der Reformpolitik Josephs II. insbesondere in Tirol und die Ablehnung der zahlreichen

Reformversuche einer fortschrittlichen bayerischen Verwaltung. Was bedeutet, dass wir dem Brauchtum in unserer Heimat eine besonders zähe Kontinuität zuzubilligen haben.

Insgesamt dürfen wir daher bei der Betrachtung des ländlichen Brauchtums nie aus den Augen verlieren, dass es einerseits die landwirtschaftliche Produktion durch Erfahrungsregeln leitete und andererseits auch der Lebensfreude der Menschen Ausdruck verlieh: Der drückende Winter und seine Verdrängung durch den Sommer waren dabei wichtige Themen. Ein drittes Motiv war die Heilserwartung, welche die christliche Religion verhiess und die in den Gebräuchen lebendig gehalten wurde. Diese drei Grundmotive leiteten das bäuerliche Brauchtum.

Davon unbenommen steht die Tatsache, dass durch die seit der Industrialisierung erfolgte ständige Beschleunigung der menschlichen Lebenswelt auch das Brauchtum kurzlebiger und veränderlicher geworden ist. Beispiele sind etwa die sehr jungen Bräuche des Adventkranzes und des Weihnachtsbaumes sowie die heute zu beobachtende Konkurrenz des Nikolaus- und Krampusbrauchtums durch Teufelvereine.

Anmerkungen

¹ Scholastik, wörtlich „Schulwissenschaft“, ist die auf die antike (aristotelische) Philosophie gestützte und christliche Dogmen verarbeitende Philosophie des Mittelalters, damit eine auf dem christlichen Glaubensapparat fußende wissenschaftliche Weltbetrachtung, die Thomas von Aquin entwickelt hat. Kern des Erkenntnisprozesses ist dabei das syllogistische Schlussverfahren zur deduktiven Ableitung des Besonderen aus dem Allgemeinen, das in einem Schlusssatz (conclusio) gipfelt.

² Diese Auffassung taucht erstmals beim Prediger Girolamo Savonarola (1452-1498) auf und auch Martin Luther (1483-1546) hat sie übernommen: Noch 1518 äußerte er die An-



Feldarbeit: Brot war das wichtigste Nahrungsmittel überhaupt, dementsprechend bestimmten Aussaat und Ernte den bäuerlichen Jahresrhythmus.



Totentanz: Die Allgegenwärtigkeit des Todes und die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge öffnete den Menschen für die christliche Religion. Diese spielte daher in ihrem Leben eine bestimmende Rolle und prägte ihr Brauchtum. „Totentanzmotive“ wie dieses sollten den Menschen stets vor Augen halten, dass vor dem Tod alle gleich sind und nur ein gottesfürchtiges Leben zum Heil führen kann.

sicht, dass Verwüstungen durch „Türken und Tataren eine Zuchtrute Gottes“ seien, weshalb er nicht zur Abwehr, sondern zur Buße aufrief. Den noch in spätrömischer Zeit in Europa einfallenden Hunnen schrieb man mit „Geißel Gottes“ ähnliche Bedeutung zu.

³ Aufbauend auf einer naturwissenschaftlichen Sichtweise von Mensch und Gesellschaft durch Thomas Hobbes (1588-1679) und Isaac Newtons (1643-1727) Konzept der mechanischen Harmonie entwickelte der englische Philosoph John Locke (1632-1704) den Empirismus, der entgegen dem Axiom Platons, der Geist sei dem Menschen mitgegeben, die Lernfähigkeit des Menschen zugestand, mit deren Hilfe der Geist sogar über die Grenzen der Materie hinausgehen könne. Der niederländische Gelehrte und Staatsmann Hugo Grotius (1583-1645) schuf dazu die philosophischen Grundlagen eines theologieunabhängigen Naturrechts

⁴ Louis L. Snyder, Age of Reason, Princeton 1955, S. 11.

Wia ins da schnåwi gwågsn is

Pillerseer Mundart, gesammelt von Hans Jakob Schroll

<i>a mâtz a da bian¹</i>	nicht gesund im Kopf
<i>vahunaggl'n</i>	verunstalten, lächerlich machen
<i>a vahunaggl'ts kriasta</i>	verunstaltetes Gerüst, auch Gestalt
<i>peitebua, peitadiandl⁴</i>	böse, schlimm (als Anrede zu Kindern, zugleich zärtlich und tadelnd)
<i>du peita du, muaß i di bantschn²</i>	du Schlimmer du - muß ich dich hauen (züchtigen)
<i>nâchand</i>	nachher
<i>da nachnd nâch</i>	in der Nähe
<i>gschnappig²</i>	schnippisch, frech, auch geschwätzig
<i>schweggl'n, an schweggla hâ(b)m</i>	unsicher gehen, einen leichten Schwips haben
<i>mitn âsch as tågwerch geh</i>	Schöne der Nacht
<i>bei jedn stiaschnei(d)n dabei sei</i>	überall dabei sein (wo der Rauch aufgeht)
<i>dadâdascht drei schôu</i>	verdattert schauen
<i>dës is jâ dës</i>	eine ziemlich genaue Feststellung
<i>schaut mi guat u</i>	das passt so; das gefällt mir.
<i>hâârlinsn, flâchssum</i>	Leinsamen
<i>vu oda nâch buxtehude</i>	ist der Ort, den man nicht angeben will
<i>pêdei</i>	Kügelchen, kleine Beeren
<i>da nachnd nâch</i>	in der Nähe
<i>da gruaggn is gschwôin</i>	der Fuß ist angeschwollen
<i>gschwôin dahea redn</i>	übertrieben reden, angeberisch
<i>da weg is ôwa rogl</i>	der Weg hat aber lockeres Mataerial
<i>die kinal hucknd auf da schutß</i>	die Kinder sitzen auf der Schaukel
<i>gsechat</i>	Augenlicht, Sehvermögen
<i>boist nôcha</i>	sobald du nachher
<i>loadig sei</i>	menschenscheu sein, sich nicht trauen
<i>i zgarb di²</i>	ich erdrücke dich
<i>a meh³</i>	früher/vorher, vor kurzem
<i>a greisei, a greisei zugga³</i>	ein wenig, ein wenig Zucker in den Kaffee
<i>vui gscher hâ(b)m</i>	viel Probleme haben
<i>krâtzbèè - roggane u. wôazanè</i>	Brombeeren, im Pillersee kennt man zwei Sorten die rogganen u. die weizenen - die Körner haben unterschiedliche Größen

da lewaknè(d)l und da fâstknè(d)l hâ(b)m sè mitanând nit vatrâgn, da hât da lewaknè(d)l an fâstknè(d)l hintan tisch eiché gschlâgn.

Pillerseer Orts- und Flurnamen

Hans Jakob Schroll

mauran, bein maura ^{6,9} Eine Klause an der Straße, die sich in Richtung Pletzergraben befindet.

maurahäusl Das Maurerhäusl befindet sich in Hochfilzen Richtung Wiesensee und könnte die gleiche Bedeutung haben. Mauer deutet auch auf Mauerreste, Steinmauern und dgl. hin und wurde auf Flurnamen übertragen.

lauch, laug⁶ Bedeutet „Sumpf“, nach der beizenden Wirkung des Moorwassers. Diese Bezeichnung



beim Maurer

findet man in „Lauchteich“ (zu meiner Kinder u. Jugendzeit wurde der Lauchsee als Lauchteich bezeichnet), Lauchbauer

*môahofn*⁸

Mayrhof (Meierhof) auf einem M. betrieb der Grundherr die Landwirtschaft in Eigenregie, entweder selbst oder mittels Verwalter. Ein M. war meist ein zusammengefasster großer Hof. Später wurden viele Meierhöfe aufgeteilt, was auch hier in Vorder- und Hintermairhofen wahrscheinlich geschehen ist.

*klewakopf*⁶

Kleberkopf = Kleber ist ein häufiger Name für „steile Stellen“ im Gebirge, vom Zeitwort *klebern* = „klimmen, steigen“, siehe auch Schatz Seite 338, „kläbern“
Kopf, Köpfl - "Bergkopf, Kuppe (wie mundartlich Gupf)"

*kant*⁷

Bezeichnung für einen Hofnamen in Hochfilzen und in Fieberbrunn.
Diese Bezeichnung könnte sich vom Vornamen "*candidus*" ableiten.

durch^{6,9}

Diese Bezeichnung deutet auf abgestorbene Bäume hin - „Dürre“
durr, dürr, durrach „durch“; bedeutet auch trockene und vegetationsarme Fluren, sowie in Bezug auf Bäche, Gewässer, die meist trocken sind oder wenig Wasser führen.

pfeiffamoos^{1,9}

Dieser Flur, der sich in St. Jakob befindet, leitet sich von „Pfeifer“, das Pfeifen, bzw. Musikant bedeutet und das „Moos“ das als Sumpfwiese für Streu angenommen wird. Moos, Diminutiv Mös(e)l, steht in der bairisch-österreichischen Mundart meist statt Moor, mehrmals in unserem Gebiet vorkommend. Der moorige Grasboden heißt in der Mundart Filz, daher die Ortsnamen Filzmoos und Hochfilzen.

*schèna, schòina o(b)m*⁶

„Schönau“ - schön ist bäuerlich im Sinne von „nutzbar“ zu verstehen; in den Flurnamen Tirols kommt der Ausdruck die Schöne im Sinne von „schöner, freier u. gut nutzbarer Fleck bzw. Wiesfleck“ des Öfteren vor.

Literatur:

- 1 Schatz, Tiroler Mundarten
- 2 Karl Brugger von Pruggheim
- 3 Haselsberger Wastl, Dialektwörterbuch
- 4 Eberhard Kranzmayer, Wörterbuch d. bairischen Mundarten
- 5 Robert Sedlaczek, Wörterbuch der Alltagssprache Österreichs
- 6 Karl Finsterwalder, Tiroler Ortsnamenkunde
- 7 Karl Finsterwalder, Tiroler Familiennamenskunde
- 8 Reinhard Riepl, Wörterbuch zu Familien- u. Heimatforschung in Österreich und Bayern
- 9 Dr. Heinz-Dieter Pohl, Die Bergnamen der Hohen Tauern

Druck gesponsert von:



Alternative Heizungssysteme
mit Wärmepumpen
mit Sonnenkollektoren
mit Frischwarmwasser

IDM-Energiesysteme GmbH
A-9971 Mauterndorf in Osttirol, Seblas 16-18
Tel.: 04875 6172-0, Fax: 04875 6172-85
E-Mail: team@idm-energie.at
Internet: www.idm-energie.at

id^M ENERGIE SYSTEME

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich: Heimatverein Pillersee, Kirchweg 2, 6391 Fieberbrunn
mail: johann.bachler@gmail.com
Homepage: www.heimatverein-pillersee.at